

...die, will er zu letzten Erwägungen, zu letzten Ent-
scheidungen allein auch in dem Zimmer sein, in dem sonst

Ueber die We-
die k. u. k. Pionier

Die 306. Fortsetzung des **Wiederabendens** des
Romans **„In Reich und Glied“** von **Friedrich**
Spielhagen befindet sich auf Seite 22.

(Nachdruck verboten.)

Fenilletou.

Kriegsbilder aus Tirol.

An der Dolomitenfront.

Von Alice Schafel.

Mir ist, da ich in die Dolomiten reise, als würde ich
Grobwig von Bayern übertrumpfen; königlicher noch, als der
einzige Zuschauer in einer Oper zu sein, dünkt mich, eine
... für sich ganz allein zu haben. Aber nicht nur,
daß die sonst so belebte Talstraße unbestritten dem Kriegs-
... gehört, wir dürfen sie sogar mit dem Auto
benutzen, was bis zum Kriege niemandem gestattet war.
... das Gefühl des Kaiserreichs nicht
mehr war, alle unsere Autos sind durch Tirol standen unter
... für unser Kriegsauto gab es nirgends
ein ... nirgends eine Fägelung seiner Wile. Auf
heute schreibt mir kein Gendarm wegen Schnellfahrens auf
und es bleibt unserem Selbsterhaltungstrieb überlassen, das
Tempo zu regeln. Auf Schritt und Tritt fühle ich, wie der
Krieg uns amerikanisiert.

Mit der vierten Geschwindigkeit dieses Tal hinauffahren
zu dürfen, ist eine Sensation ganz eigener Art, die aber noch
... wird: wir kommen nämlich an Arbeitern vorbei,
welche die Straße verbreitern. Seinerzeit war es ein Dogma
gewesen, daß die Straße durch die Porphyrschicht des Tales
zu schmal für Autos sei und nicht verbreitert werden könne
— aber wie viele solcher Dogmen hat der Krieg nicht über

den Haufen geworfen! Jetzt, wo man erkennt, daß die
meisten unter ihnen nur so lange zu Recht bestehen, als
niemand sie antastet, jetzt „geht“ so manches, von dem es
immer hieß, es „ginge nicht“.

Höher oben scheint die weiße Bahn wie rot eingesäumt,
dicht am Wegrain stehen zahllose Erdbeeren. Ein kleines, aber
bezeichnendes Symptom des Krieges: niemand ist da, der sie
pflückt. Und um gar — Welch ein Schluffeffekt der Reise ist
das Dolomitenhotel. Zwar steht es unverehrt zu Füßen des
Latemar und des Rosengarten, die genau so königlich wie
einst auf ihren Waldpostamenten ruhen — aber zwischen
den unveränderten Dolomiten ist auf dem Raseurondeau
eine Reitschule etabliert und vor dem Hotel geht eine
Schilddwache auf und ab.

Und im Innern, wie anders als einst sieht es da aus!
Die leere Halle erscheint mir viel kleiner, so kahl und kalt,
und durch die Gänge, in denen die schal dämpfenden Teppiche
fehlen, dröhnen die schweren Tritte der benagelten Soldaten-
schuhe. Der Speisesaal ist für des Kaisers Geburtstag, statt
wie einst mit Lampions mit Gewirbelpyramiden dekoriert,
statt der Einladungen zum Tennismatch hängen Landkarten
an den Wänden und statt ... Kellner fliegen un-
... Aber für uns wird sicherlich
heute herzlicher gedenkt als damals, da ein großstädtischer
Hoteldirektor für uns sorgte, und das schönste Zimmer mit
dem schönsten Balkon, das bisher nur Krösusse bewohnten,
bekomme ich ganz umsonst.

Lang, lang stehe ich an der Brüstung und blicke zum
Latemar auf, der im Mondlicht schimmert. Nicht wie die
Gleichenberge, so fasciniert mir sind die Dolomiten, nicht so
unzugänglich, so ewig teilnahmslos. Mir ist, als lägen sie
nicht wie jene gleichmütig Stunden hinrinnen, Mensch-
geschlechter vergehen, sondern als zögerten sie sich bald
drohend, bald gütig, fast als spielten sie im Drama des
Lebens mit. Und da wir am nächsten Morgen am Hotel

... jetzt ein rotes Kreuz über den Karerpass hinüber ins Fassatal fahren, da schaue ich zum Simone della Pala empor, den ich in jedem Stein liebe, und sinne darüber nach, ob es ihn wohl unbewegt lasse, daß die Italiener von seiner scharfen Zinne aus unsere Bewegungen belauern, um den Tod in unsere Reihen zu säen. Krieg in den Dolomiten! Fast kirchenschänderisch kommt mir das vor!

Oben auf einem Joch fühle ich zum erstenmal etwas wie Genugtuung beim Anblick der Verwandlung eines Dolomitenhotels in ein Militärquartier. Wie verächtlich hatte seinerzeit der vornehme Wirt uns Bergsteiger abgefertigt — gelten doch in keinem Lande der Welt die Kleider so viel wie in Italien, und das Pashotel war geradezu eine italienische Kolonie gewesen — und da wir nicht nur schäbig aussahen, die wir durchnäht und zerzaust von der Marmolata kamen, sondern auch Deutsch sprachen, wurden wir in Bodenkasernen gesteckt und bei Tische nicht ordentlich bedient. Die geschminkten, spitzenumwogten Signoras aber taten sich breit, was immer sie auch für ein Handwerk ausüben mochten.

Wo ist jetzt der welsche Hotelier? Spurlos verschwunden. Ah! Das tut wohl! Und noch dazu auf Zimmerwiedersehen, denn nach dem Krieg — so hoffen wir — wollen wir stark genug sein, Herren im eigenen Hause zu bleiben, zur Angemütlichkeit haben auch wir uns jetzt das Recht und die Kraft mit kostbarem Blut erkaufte. Nun ist das Joch so wundervoll reingefegt, wir fühlen, daß hier unser Vaterland ist.

Wir dürfen von hier zu einem der vielen Gipfel aufsteigen, die als Stützpunkte ausgebaut sind, und passieren zahllose Stellungen, die man nach der Zeit errichtet hatte, als wir die Italiener noch für Bundesbrüder hielten und ihnen nicht die Drahtzäune vor die Nase setzen mochten. So bezogen unsere Abteilungen erst kürzlich Kamms für Kamms

Rasch hatte man jeden Punkt zugänglich gemacht und sonderbar leuchten jetzt von allen Berggrüben die zahllosen, neu angelegten Zickzackwege, die später einmal der Tourist sehr zu statten kommen werden.

Der Offizier, der uns führt, überlegt eine Weile, welche Spitze für uns wohl die geeignetste sei. Eine liegt mehr in der Kampflinie, eine andere bietet die bessere Uebersicht — schließlich wird diejenige gewählt, die am seltensten beschossen wird. In den Annalen meiner Bergbesteigungen ist das für die Zusammenstellung eines Tagesprogramms ein ganz neues Motiv.

Oben stehen wir geduckt in dem Schützengraben, der sich rund um den Gipfel zieht, während unser Begleiter die Ansicht erklärt. Wenn überhaupt je Touristen, die sich einen Führer hielten, eingewilligt hätten, auf einen so unscheinbaren, namenlosen Berg geführt zu werden, ihnen wäre bis vor einem Jahr die Gegend ganz anders erläutert worden als uns heute. Die Marmolata hätte man ihnen gezeigt, dem Vernel, das Bamberggerhaus auf Zedaja und den Zedajasee — alles, was klingt. Heute merkt unser Führer ebensowenig wie wir selbst, daß die Marmolata Spitze im Nebel steckt, wir blicken alle wie gebannt zu einem einzigen Grashügel hin, auf dem man Schutzhilde von italienischen Ranggen sieht. Dann folgen unsere Augen dem deutenden Finger einen Kamm entlang, dessen eine Hälfte uns und dessen andere Hälfte dem Feind gehört. „Deshalb ist hier die Ansicht so prächtig“, sagte der Offizier unwillkürlich, „weil man sowohl unsere wie die italienischen Stellungen überblickt. Und von den zwei Felsrippen“, fügt er hinzu, „die vom Gletscher abwärts laufen, halten die eine wir besetzt und die Italiener die andere, dort stehen unsere Vorposten einander auf ganz kurze Distanz gegenüber.“

„Dort saß ich eine Woche lang als Beobachter“, erzählt jetzt ein Kadett, der mit uns gekommen ist, „das war eine feine Zeit, da spürte man den Krieg. Einmal erblickte ich

eine Sekunde lang einen italienischen Offizier, flugs schossen wir los — er duckte sich, aber gleich darauf tauchte er wieder auf und schwenkte seine Mütze zu uns her. Dann bums, ging's drüben los — er hatte wohl an seine Batterie telephoniert — und nun kam die Reihe an uns zu verschießen. Wieder aufzuspringen und zu ihm hinüber zu rennen, über denen drüben verging bald der Spaß am Mützenschwenken, wir pusteten sie einzeln weg wie auf der Hasenjagd. Auf die Dauer fanden sie die Kopfschüsse recht belästigend. Aber das muß ich sagen — bei ihnen gibts auch schneidige Kerle. Oben auf der Scharte 3000 Meter hoch, die ihnen gehört, weil von ihrer Seite der Aufstieg um einen Monat früher durchführbar war als von der unseren, saßen Beobachter mitten im Schnee, die der Kälte wegen alle fünf bis sechs Stunden abgelöst werden mußten. Im Juli konnten unsere Patrouillen endlich hinauf und schossen sie weg — aber es kamen unentwegt neue. Solange die Luft uns gegenüberstand, war's beinahe eine Ehre, Krieg mit ihnen zu führen. Jetzt aber, nach drei Monaten, haben sie schon die dritte Truppeneinheit hier; es gab eine Zeitlang Bersaglieri, die zwar vornehme Kerntuppen sind, aber sich schon etwas weniger bravourds benahmen als die Armi. Jetzt sind ganz mangelhafte Leute da, südliche Infanterie im Alter zwischen Dreißig und Vierzig. Die haben kürzlich unsere waffenlose Sanitätskolonne oben angegriffen, als sie zwei von unseren Kähnen, die gefallen waren, herabholen wollte. Nun haben wir bis an die Zähne gewülfte Mannschaft mit den Tragbahren geschickt — na von den Kerlen, die unser rotes Kreuz angetastet haben, wird's immer je wieder tun!“

Der Erzähler schweigt und wendet sich zurück, denn der mit uns wandernde Armeekinooperale erfaßt eben eine unübertreffliche Gelegenheit, an uns vorbeizuschleichen, das Gewehr im Arm, die Standschere vom Unterstand in die Stellung — ragten die Rippen einen Zoll nur höher über die Brüstung, den Kopf könnte es kosten!

Der Kontrast ist bizarr. Hier wird die Wirklichkeit des Krieges kurbelnd im Bilde für die Ewigkeit festgehalten. In diesem Kriege muß auch der Photograph bis zur vordersten Front, soll das Kriegsgeschw. eine Fundgrube für künftige Geschlechter werden. Bis zu 4000 Meter Höhe tragen die Soldaten seine Kamera. Aber so wichtig dies auch ist, der Kadett wendet sich ärgerlich ab: „Warten, nichts als warten! So ein Kinokrieg! Wenn sie doch endlich losgingen, diese Alpenaffen!“

Wir lachen und steigen hinter einem Felszacken in guter Dedung bis zu einer anderen Spitze, wo ein Artilleriebeobachter sitzt. Sieben Drähte laufen neben dem frischangelegten Pfad einher wie in einem Zentralbahnh. „Dieses Telephonnetz macht uns Ordnonanzoffiziere überflüssig,“ jagt der Kadett ganz traurig, „gar nichts Neues bleibt für uns zu tun.“

Nun kommen wir höher, bis zur „Villa Windig“ des Beobachterleutnants. Die Hütte ist leer, ihr Herr steht oben am Ausguck und obzwar wir allein sind, verstummen wir hier fast ehrfurchtsvoll.

Senkrecht ragt aus dem steilen schwarzen Erdreich ein Polamienkegel auf, dessen rückwärtige Falte mittelst Zeltstoffs, Bretter und Dachpappe zu einem Häuschen ausgehauert worden ist, das an ihm wie ein Nest am Dach festsitzt. Ein mizigler ausgeparter Vorplatz gibt eine Terrasse ab und darauf steht ein roter Strohstuhl, der weithin leuchtet.

Audächtig betrete ich den dämmerigen Raum. Das handbreite Fensterchen läßt zwar wenig Licht herein, offenbar aber desto mehr Wärme, denn eine Falle ist vor ihm aufgestellt. Neben dem an den nackten Fels geschobenen Bett ist kunstvoll schwebend eine nur anfänglich unverständliche Vorrichtung angebracht: ein ausgehöhltes Stück Baumrinde, das schief in einen Rucksack verläßt. „Die

Dachtraufe,“ flüstert mir der Kadett zu, der wohl auch fühlt, daß man in dem Heldenheiligtum nicht laut werden dürfe, „früher tropfte ihm nämlich der Regen immer ins Gesicht.“

Auf einem über den Felsen gelegten Bretchen, dem seltsamsten Nachtkästchen, das ich je gesehen, liegen Revolver, Weckuhr, elektrische Taschenlampe und — ein Taster zum Klingeln. Zuerst will ich meinen Augen nicht trauen, dann aber fallen mir die sieben Drähte ein. Man wohnt jetzt auf feuchter Erde und schläft unter nacktem Fels, aber so hoch man auch nistet, neben dem Kopfkissen liegt der Telegraph.

Tadellose Ordnung herrscht in dem originellen Raum, keine Frauenhand könnte bessere halten. „Wahrscheinlich hat er gemerkt, daß wir kommen,“ lecht der Kadett draußen in freier Luft, wo der Humor wieder die Nüchternheit verschlingt. Oben protestiert der Schlossherr empört gegen eine solche Verdächtigung. Ordentlich hält er stets und seit einem Monat sei die „Villa Windig“ von keinem Fremden betreten worden.

Der Leutnant ist 22 Jahre alt und ganz zart und schmal wie ein Knabe. Aber schon liegt Entschlossenheit und Wille auf dem Jünglingsgesicht. Die jungen Leute hier auf den Tiroler Bergspitzen haben es gut: fast jedem ist ein selbständiges Kommando anvertraut, jeder ist — unter eigener Verantwortung — Herr in seinem kleinen Reich.

Unter eigener Verantwortung! Seitdem ich weiß, daß sicherlich keine der einheitlichen Nationen so viel Talent und Können hervorbringt wie unser vielgestaltiges Oesterreich, daß aber Fortschritte und Erfolge nicht allein auf die Begabung, sondern vor allem auf die Weltanschauung eines Volkes zurückzuführen sind, bin ich im tiefsten Innern davon überzeugt, daß es eines vor allem ist, was jedem einzelnen von uns fehlt: die eigene Verantwortung.

Und nun, seitdem ich an der Front bin, erkenne ich zu meinem unglücklichen Staunen, daß hier unter der inappellablen

erhält dem einzelnen viel mehr Verfügungsrecht zu-
 steht als im bürgerlichen Leben, weil jeder einzelne auch viel
 mehr zur Verantwortung gezogen wird. Mit der Uniform
 und dem Säbel erhält jedermann ein Maß von Ver-
 antwortung zugesprochen, das ihm bisher kein Vorgesetzter zu-
 gebilligt hatte, war doch der gute Zivilist immerzu bearg-
 wöhnt und beaufsichtigt worden. Der Tramwayeschaffner be-
 kam einen Kontrollor zugewiesen, damit er nicht 14 Heller
 verantrene, jetzt legt jeder seine gesamte Habe auf offenes
 Felsgestein hin, trotzdem die Männer, die hier Zutritt haben,
 aus den entferntesten Gegenden unseres Reiches zusamen-
 gewürfelt sind. Früher hatte der Beamte im vornhein aus-
 zurechnen, wie hoch sich die Speisen für eine Unternehmung
 belaufen würden, man ließ lieber die Gelegenheit zu sparen,
 verstreichen, ehe man es dem Staatsdoener anheimgab, die
 Kosten erst während der Arbeit zu berechnen. Jetzt gibt man
 getrost einem kaum den Kinderschuhen entwachsenen Jüngling
 Werte von Tausenden in die Hand, und siehe — je höher
 der Einzelne ist, desto freudiger seine Aufgabe, sein Spielzeug.

Wie so habe ich vor dem Kriege all die prächtigen
 Gestalten niemals gesehen, denen ich nun täglich begegne?
 In der Stadt gab es nur unscheinbare, kleinliche, selbst-
 süchtige Menschen, die jämmerlich farblos waren. Hier wirkt
 jeder wahrlich sogar körperlich größer als daheim, jeder ist
 eine unvergeßliche Erscheinung, jeder ist eine Persönlichkeit.
 der Krieg amerikanisiert

In dem Graben des Beobachters ist zwischen den Moos-
 deckungen ein fünf Zentimeter breiter Ausguck für mich frei.
 „Ducken!“ schreit mir der Leutnant zu, „die drüben wissen
 ja nicht, wo wir Beobachter sitzen, ein Stück Nase kann uns
 verraten!“

Wir kommen gerade recht. Denn eben beginnt ein
 Schammel, das keines Künstlers Kunst spannender, leiden-
 schaftlicher gestalten könnte. Jene, die daheim bleiben, mögen

2

Handwritten mark

Handwritten mark

Handwritten mark

Handwritten mark

umentwegt den Krieg die Schmach des Jahrhunderts
— hab' ich's doch auch getan, solange ich im Jahre
jah — jene, die dabei sind, werden aber vom siebe
Erlebens gepackt, das wohl durch alle Jahrtausende
noch jeden Kämpfer erfaßte und das vielleicht
Ursachen ist, aus denen trotz aller Gruel und Mote
wieder der Krieg entspringt. Unverkennbar ist e
jeden, der Augen zum Sehen hat, daß von denen, die n
im Kriege stehen, manch einer gar nicht will, daß er end
Der Wettersturm unter uns. Der Leutnant hat
gedacht, daß die Italiener wieder einmal schenken; die si
sich jetzt vor uns, seitdem ihre Offensive gescheitert ist.
geht über unsere Köpfe weg eine Lage nach der and
hinüber. Scharf und kurz ertönt der Befehl, den der
meister beim Telephonkammerchen bündig wiederholt.
jedem erfolgt ein Krach — und scheinbar dicht an uns vo
den Bergabsturz entlang, läuft ein sonderbar schneide
Sausen. Dann kommt von weit drüben, ebenfalls der
wand entlang, aber zu uns her, das furchtbare Rollen
Geschos zurück, das sich selbst überstürzt — einmal, zwei
dreimal, bis der ganze Hochgebirgskessel bebt. Dann ebb
Beweg und eine schreckliche Ruhe tritt ein — endlos —
los — und jetzt erst explodiert drüben das Geschos. We
Qualm steigt auf, man sieht's mit freiem Auge, atem
berge schütteln. „Zu hoch!“ schreit der Leutnant. „Zu tie
nach dem zweiten Schuß. Und: „Ausgezeichnet, der si
Jetzt haben sie's!“ nach dem dritten. „Nach drei Schuß
wir jedesmal eingeschossen,“ erklärt er uns einfach und
voll Stolz. „Jetzt wiederholen!“ Und genau an dersel
Stelle plätschert wieder ein Schrapnell. „Die arbeiten dort n
weiter!“

Wer das Gellirge kennt und weiß, daß jeder a
Springende Wind, jeder vorbeischießende Sonnenstrahl
Schußbahn beeinflusst, der staunt über solche Präzision.

auch bei uns jeden Firlejanz als solchen entlarvt und hat Gentlemen und Ladies erkennen gelehrt, daß manches gar nicht so arg ist, was sie bisher für unerträglich hielten. Jetzt braucht man keine Parfums und Frotteurs; Puderboxen und Salbentöpfchen sind abgeschafft — gesund und ehrlich und wunderbar hart hat der Krieg die Männer gemacht.

Ganz schlicht erzählt nun der Leutnant dem Hauptmann, daß die „Villa Windig“ die Septemberstürme nicht überdauern werde. „Für den Winter muß ich mich anderswo eingraben; ich bin ohnedies die reine Hinterlandsformation. Darf ich nicht vor? Ich würde eine so prächtige Stellung ein paar Kilometer weiter vorn!“

... Nennt es Vaterlandsliebe, ihr Idealisten; Feindeshass, ihr Rationalen; nennt es Sport, ihr Modernen; Abenteuer, ihr Romantiker; nennt es Wonne der Kraft, ihr Seelenhammer; ich nenne es frei gewordenes Menschentum.

Dem Hauptmann, der mit uns heraufgekommen ist, liegt schon die ganze Zeit über eine gar nicht militärische Wahrheit im Munde. Sie sind diese Knagen auf den einzelnen Bergspitzen wie die eigenen Kinder lieb. Und er schaut mich an, heimlich, damit es der Untergebene nicht sehe, aber voll unsäglichen Stolzes. Hier gibt es kaum noch Rangunterschiede; wo Kugeln Menschen treffen und wo jeder denselben Tod stirbt, sind der Hauptmann, der Leutnant und der Mann im Schützengraben einander gleich. Unser Vaterland ist jetzt wie ein Segelboot in Gefahr: wenn Sturm ist, jetzt sich der Tüchtigste ans Steuer, nicht der Vornehmste — überraschend schnell wird aber auch der Vornehme zum Tüchtigen — wenn Sturm ist.

Der Hauptmann hat einen Arm voll Liebesgaben selbst heraufgebracht; täglich kommen von zwei fremden Frauen, die niemand hier kennt, fünf bis sechs Pakete an. Frau Helene Nowomy aus Baden und Frau Luise Kollak aus Wien schicken seit Wochen Wollfächer, Tabak, Pfeifen und Schokolade und wer mitansieht, wie dies zwischen Felsen und Schnee ankommt und wie es die Mannschaft

strahlend vor Freude auf feuchter Erde — auspakt, der wundert sich, daß so viele Helenen und Agnesen aus ihren warmen Boudoirs nichts in die Berge schicken, auf deren Gipfeln ihre Beschützer für sie sterben und sterben.

Aber es ist erstaunlich, wie leicht diese Männer nicht nur ohne die Hilfe von uns Frauen, sondern auch ohne uns selbst fertig werden. Fachen, Putzen, Ordnung halten, für die Jüngeren sorgen und trenn füreinander einstehen — das alles geht tadellos auch ohne uns. Und bringt es nicht am Ende die Abwesenheit der Frauen mit sich, daß diese Männer sich untereinander so freundschaftlich, so brüderlich, so herzlich geben?

Wie zu Weihnachten geht es zu. Wir fuchen, essen plaudern. Plötzlich erscheint der Akrobat in der Tür, blaß wie ein weißes Tuch: „Melde gehorsamst, Herr Leutnant, Zugsführer T. ist tot.“

Säße die feindliche Granate mitten auf unserer Tischgesellschaft, wir wären nicht verstört aus unserer Kaffeunterhaltung aufgefahren. Der Leutnant stürzt zum Telefon. Der Zugsführer hatte dort gar nichts zu suchen. Nach dem zweiten Schuß aber war er „schauen“ gegangen, was los sei, und da hatte ihn der Luftdruck des dritten erschlagen. Aus dem Kinokrieg ist mit einem Male wirklicher Krieg geworden.

Wieder einmal war's ein Feldstück gewesen, eines von jenen, die niemand bejagt, von denen keiner weiß, die aber hier zu Tugenden ausgeführt werden — stillschweigend; denn diesen Kühnen ist ja der Tod zum Spiel geworden.

„Mein liebster Zugsführer!“ sagt der Leutnant mit blaffen Lippen. Der Hauptmann wendet sich ab, damit ich die Träne nicht sehe. Immer derjenige, der stirbt, ist ihnen der Liebste gewesen.

Dieser hatte seine Mutter unterstützt, die keinen Anspruch auf eine Pension behält. „Nur ein Gnadenstück . . .“

Ich höre bloß mehr mit halbem Ohre hin. Höre von einem glanzvollen Begräbnis für den ersten Toten der Batterie — der Kommandierende soll geladen werden — von einer Ehrensalbe und einem Ehrengrab. Von einer Eingabe für die Tapferkeitsmedaille und einer Sammlung unter den Offizieren, von einem Nachruf im Soldatenblatt und einem wunderbar liebeschweren Brief an die alte Frau . . .

Der kleine Leutnant, dem etwas Neues in den Augen sitzt, sagt uns mit ein paar Worten Lebewohl. „Den Kerl kriegt' ich noch . . . ich muß vor . . . bald!“

Die eben noch so lustige Gesellschaft zieht ab, er bleibt allein oben mit seinem Schmerz. Mit zuckendem Munde grüßt er, dann salutiert er stramm und ich sehe noch, wie er sich schwer in den roten Korbfessel fallen läßt, den Kopf in die Hände gestützt. Dieser rotleuchtende Korbfessel wird tiefer in mein Gemüte tasten als die Venus von Milo und der Apoll vom Belvedere.

Der Junge bleibt allein oben, mit dem tiefen, schneidenden Eindruck. So einer wird später noch allerlei aushalten können — so einer kann vielleicht Oesterreich auf stark gewordene Schultern heben.

Ich schreite sinnend hinab, denke an die Mutter, die eben ihren Sohn verlor. Und dabei ist mir, als ob etwas unter uns Frauen nicht ganz in der Ordnung sei. Die Männer an der Front sind Brüder geworden — aber wir Frauen im Hinterland — sind wir einander auch Schweistern?

Neben mir geht der Kadett, den ich von früher her meinen Freund nennen darf, den ich zufällig hier getroffen habe. Auch er denkt den langen Faden seiner Gedanken stillschweigend zu Ende. Dann plötzlich sagt er halb vor sich hin: „Heißt' abend noch meld' ich mich für den leeren Beobachterposten.“

Ich schaue ihn an, tieferschüttert. Nennt es Vaterlandsliebe, Feindeshass, Sport, Abenteuer oder Wonne der Kraft — ich nenne es freigewordenes Menschentum.

